

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 41

Artikel: Miss Youghals "Sais"
Autor: Kipling, Rudyard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648150>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Entschuldigen Sie, daß ich vorhin unsere Unterredung so kurz abgebrochen habe“, sagte Mr. Young liebenswürdig. „Ich möchte von Ihnen noch einiges zum Thema „Fairview — eine Stadt der alten Männer“ hören. Können Sie mit mir heute den Lunch nehmen?“

„Ja, gewiß, und ich kann Ihnen auch genügend Argumente zu meiner Behauptung liefern, wenn ich frei von der Leber weg sprechen darf. Ich werde Sie um halb eins abholen, Mr. Young. Wie? Ja, das würde natürlich die volle Haftpflicht einschließen. Mr. French wird Ihnen gewiß gerne Kopien unserer früheren Vorschläge senden. Aber bitte! Ja, danke. Halb eins. Auf Wiedersehen!“

Dann wandte Henry sich zu Mr. French und sagte: „Mr. Young von der „Allgemeinen“ möchte Ihre Bedingungen für die volle Haftpflichtversicherung haben.“

„Aber die hat er doch schon oft bekommen und immer abgelehnt.“

„Ich habe ihm heute offen meine Meinung gesagt, und Sie sehen, wie gut es wirkt, wenn man nichts zu fürchten hat.“

„Nun, wie wäre es, wenn Sie ihm unsere Liste heute beim Lunch vorlegen würden? Ich möchte Sie nicht gerne verlieren, Henry. Behalten Sie das Vertrauen zu sich selbst, das Sie heute bewiesen haben, und ich gebe Ihnen einen Kontrakt auf drei Jahre — wegen der Unsicherheit, von der Sie sprachen — volle Provision für alle Geschäfte, die die Firma durch Sie abschließt, und eine Gehaltserhöhung von hundert Dollar monatlich. Einverstanden?“

„Einverstanden“, sagte Henry und errötete vor Freude.

Eine Woche später heiratete er Dolly Summers und ganz Fairview stellte sich mit Hochzeitsgeschenken ein. Die Tausenddollarnote hat Henry übrigens nicht gewechselt. Sie hängt in einem Rahmen über seinem Kamin, und das hat seinen guten Grund: bei näherer Prüfung stellte es sich nämlich heraus, daß die Tausenddollarnote falsch war . . .

Miss Youghals «Sais»^{*)}

Von Rudyard Kipling

Es wird behauptet, daß es in Indien keine Romantik gebe. Darin irrt man sich. Unser Leben enthält ganz so viel Romantik, als uns gut ist. Manchmal sogar mehr.

Strickland war Polizeibeamter und huldigte der außergewöhnlichen Theorie, daß ein Polizeibeamter in Indien sich fleißigen müsse, die Eingeborenen so gut kennen zu lernen, wie die Eingeborenen sich selbst kennen. Seiner absurden Theorie folgend, durchstöberte er alle unappetitlichen Winkel, die zu erforschen keinem anständigen Mann einfallen würde — alles des einheimischen Pöbels wegen. Sieben Jahre lang vertiefte er seine Kenntnisse auf diese eigentümliche Weise, und doch wußte niemand es zu schätzen. Er war fortwährend auf der Jagd nach den Geheimnissen der Eingeborenen, was natürlich kein Mensch mit gesundem Verstand begreifen konnte. Er kannte den Eidechsenfang der Sanfis und den „Halli-Huff-Tanz“, der ein religiös-fanaticher Cancan ist. Wenn jemand weiß, wer den Halli-Huff tanzt, und wie, wann und wo man ihn tanzt, so weiß er etwas, worauf er stolz sein kann. Er ist in die Seele des Volkes eingedrungen. Aber Strickland war nicht stolz, obgleich er einmal in Jagedhri bei dem Bemalen des Totentiers, der für keines Engländer's Auge sichtbar ist, geholfen hatte; obgleich er die Diebesprache der „Changars“ beherrschte; obgleich er allein einen Gufuzai-Pferdedieb in der Nähe von Attock gefangen hatte.

Allen seinen Heldentaten setzte er die Krone auf, indem er elf Tage als „Jafir“ in den Baba Atal-Gärten vom Amritsar zubrachte und sich dabei der Fäden der großen Nasiban-Mordaffäre bemächtigte. Aber die Leute sagten ganz richtig: „Warum in aller Welt kann Strickland denn nicht in seinem Bureau sitzen, seine Berichte schreiben, die Beamten dirigieren und sich ruhig verhalten, anstatt die Unfähigkeit seiner Vorgesetzten an den Tag zu bringen?“

Wenn übrigens jemand an diesem absonderlichen Vergnügen einmal Geschmack gefunden hat, wird er ihn sein Leben lang nicht mehr los. Es fesselt einen mehr als alles andere in der Welt, selbst die Liebe nicht ausgenommen. Wenn andere Leute auf zehn Tage ins Gebirge gingen, nahm Strickland Urlaub, legte die Verkleidung an, die ihm gerade passend erschien, mischte sich unter das braune Volk und blieb eine Zeitlang verschwunden. Er war ein stiller, brünetter, junger Mensch, hager und schwarzäugig und war, wenn seine Gedanken nicht irgendwo anders weilten, ein sehr interessanter Gesellschafter.

Als die Youghals nach der Station kamen, verliebte Strickland sich — so ernsthaft wie er alles tat — in Miß Youghal, und es dauerte nicht lange, so verliebte auch sie sich in ihn, weil

er ihr ein Rätsel war. Strickland warb bei den Eltern um sie, aber Mrs. Youghal sagte, es fiel ihr nicht ein, ihre Tochter an den am schlechtesten bezahlten Dienstzweig des Reiches wegzuworfen, und der alte Youghal sagte ebenso kurz und bündig, daß er kein Vertrauen in Stricklands Tun und Treiben habe und ihn sehr bitten müsse, mit seiner Tochter jeden mündlichen und schriftlichen Verkehr abzubringen. „Gut“, sagte Strickland, denn er wollte seine Herzensdame in keine schiefe Stellung mit den Eltern bringen. Nach einer letzten langen Unterredung mit Miß Youghal ließ er die Angelegenheit gänzlich fallen.

Im April gingen die Youghals nach Simla.

Im Juli nahm Strickland „dringender Privatangelegenheiten“ wegen drei Monate Urlaub. Er verschloß sein Haus und reiste zu einem Freunde nach Tarn Taran. Seitdem war jede Spur von ihm verloren, bis mir eines Tages auf der Mail von Simla ein Sais diesen ungewöhnlichen Brief überbrachte:

„Lieber Alter, sei so gut, dem Ueberbringer eine Kiste Zigarren zu geben — Supers Nr. 1 bevorzugt. Sie sind am frischesten im Klub. Ich werde zahlen, wenn ich zurückkomme, augenblicklich stehe ich außerhalb der „Gesellschaft“.

Dein E. Strickland.“

Ich ließ mir zwei Kisten bringen und übergab sie dem Sais mit meinen besten Grüßen an seinen Herrn. Dieser Sais war Strickland selbst; er war im Dienste des alten Youghal und hatte Miß Youghals Araber in Pflege. Der arme Mensch sehnte sich nach einer englischen Zigarre, und er wußte, ich würde, was auch immer geschehen mochte, meinen Mund halten, bis die Geschichte ausgespielt hatte.

Mit der Zeit begann Mrs. Youghal, deren Hauptinteresse ihre Diensthofen waren, in den Familien, mit denen sie verkehrte, von ihrem Mustersais zu sprechen — dem Manne, der so früh aufstand, daß er noch Zeit hatte, die Blumen für den Frühstückstisch zu pflücken, und der die Hufe seines Pferdes wie ein richtiger Londoner Kutscher wuschte — tatsächlich wuschte; es war wirklich zum Bewundern und Entzücken, wie schön Miß Youghals Araber aussah. Strickland — Dulloo vielmehr — fand seinen Lohn in den süßen Dingen, die Miß Youghal ihm sagte, wenn sie ausritt. Ihre Eltern waren froh, daß sie ihre törichte Neigung für den jungen Strickland überwunden hatte, und sagten, sie sei ein gutes Kind.

Strickland gesteht, daß er sein Leben lang nicht unter so harter geistiger Disziplin gestanden habe, wie in jener zweimonatlichen Dienstzeit. Ganz abgesehen von der nebenfächlichen Tatsache, daß die Frau eines Sais-Kollegen sich in ihn verliebte und ihn mit Arsenik zu vergiften suchte, weil er nichts von ihr wissen wollte, hatte er sich zu steinerne Ruhe zu zwingen, wenn

^{*)} Sais = Indischer Hausdiener

Wiß Dughal mit einem ihrer Verehrer ausritt und er mit den Decken hinterher laufen und jedes Wort hören mußte. Auch mußte er seine Fassung und Ruhe bewahren, wenn ein Polizist ihn anschnauzte oder, schlimmer noch, wenn ein junger Unterbeamter ihn „Hund“ nannte, weil er nicht schnell genug aus dem Wege ging.

Auf der anderen Seite aber gewährte dies Leben auch Freuden, die ihn für seine Leiden entschädigten. Er gewann einen tiefen Einblick in die Schliche und Diebereien der Sais — fast die Hälfte der „Chamar“-Bevölkerung des Pandschab hätte er ins Gefängnis bringen können, wenn er im Dienst gewesen wäre. Er war der beste im Knöchelspiel, mit dem sich die „Thampanis“ und die meisten Sais unterhalten, wenn sie des Abends vor der Regierung oder dem Gaiety-Theater warten müssen. Er sah vieles, was ihn belustigte, und versichert auf Ehrenwort, daß nur der Simla wahrhaft kenne, der es vom Standpunkt eines Sais beobachtet habe.

Es macht großen Spaß zuzuhören, wie Strickland die Qualen schildert, die er erduldet, wenn er an nassen Abenden, den Kopf in eine Pferdedecke gehüllt, vor „Benmore House“ stand und oben die Lichter sah und die Musik hörte und es ihm vor Tanzlust in den Füßen zuckte.

So diente er treu wie Jakob um Rachel, und schon war fast sein Urlaub zu Ende, als die Explosion erfolgte. Er hatte sein Möglichstes getan, seine Selbstbeherrschung beim Anhören der Courmachereien nicht zu verlieren; aber schließlich unterlag er. Ein alter und sehr berühmter General holte Wiß Dughal zu einem Ritt ab und begann jene verletzende Art von Flirt, die so schwer abzuweisen und so empörend anzuhören ist. Wiß Dughal bebte vor Furcht bei dem Gedanken, daß ihr Sais in Hörweite war. Dulloo — Strickland — ertrug es eine Weile, aber endlich verlor er die Fassung, ergriff die Zügel des Generals und forderte ihn im fließendsten Englisch auf, abzustiegen und sich in den Abgrund werfen zu lassen. Wiß Dughal begann zu weinen, und Strickland erkannte nun, daß er sich hoffnungslos verraten habe und daß alles verloren sei.

Der General hatte beinahe einen Schlaganfall. Wiß Dughal erzählte schluchzend die Ursache der Maskerade und von ihrer von den Eltern nicht sanktionierten Verlobung. Strickland war wütend auf sich selbst und noch wütender auf den General, der ihn so sehr gereizt hatte; er sagte nichts, hielt nur den Kopf des Pferdes und bereitete sich vor, den General durchzuprügeln, um wenigstens eine geringe Genugtuung zu haben. Als aber

der General den Zusammenhang begriffen und gehört hatte, wer Strickland war, begann er zu schnaufen und zu prusten und wäre vor Lachen fast aus dem Sattel gefallen. Er meinte, Strickland verdiene das Viktoria-Kreuz, und wäre es auch nur dafür, daß er es so gut verstanden, die Rolle eines Sais zu spielen. Dann schimpfte er auf sich selbst und schwor, daß er die Peitsche verdient habe, er sei aber zu alt, die Prügel von Stricklands Hand zu nehmen. Wiß Dughal gratulierte er zu ihrem Verlobten. Das Anstößige der ganzen Sache störte ihn nicht im geringsten, denn er war ein prächtiger alter Herr, der nur eine kleine Schwäche für das Courmachen hatte. Dann lachte er wieder und nannte den alten Dughal einen Narren. Strickland ließ den Kopf des Pferdes los und legte dem General ans Herz, ihnen doch zu helfen, wenn er so dächte, Strickland kannte Dughals Schwäche für Leute in hohen amtlichen Stellungen. „Es ist fast wie eine Karnevalsposse“, sagte der General, „aber bei Gott! ich will euch helfen, und sei es auch nur, um der Tracht Prügel zu entgehen, die ich verdient habe. Gehen Sie nach Hause, mein Herr Sais-Polizist, und verwandeln Sie sich in einen anständigen Menschen; ich werde einen Angriff auf Mr. Dughal machen. Wiß Dughal, darf ich Sie bitten, nach Hause zu reiten und das Weitere abzuwarten?“

Etwa sieben Minuten später gab es im Klub ein großes Hallo. Ein Sais in seiner Decke und mit dem Strick um den Kopf bat die ihm Bekannten: „Um Himmels willen, leiht mir einen anständigen Anzug.“ Da man ihn nicht gleich erkannte, kam es erst zu eigentümlichen Szenen, ehe Strickland ein warmes Bad mit Soda, hier ein Hemd, dort einen Kragen, von einem dritten ein Paar Beinkleider usw. bekommen konnte. Mit der halben Klubgarderobe auf seinem Rücken und dem Bonny eines Wildfremden zwischen den Beinen, galoppierte er dem Hause des alten Dughal zu. Der General in Purpur und feiner Wäsche war schon da. Was der General gesagt hatte, hat Strickland nie erfahren; jedenfalls empfing Mr. Dughal ihn ziemlich höflich, und Mrs. Dughal, gerührt von der treuen Liebe des verwandelten Dulloo, war beinahe gütig. Der General strahlte und lächelte, Wiß Dughal kam herein, und ehe der alte Dughal wußte, wie ihm geschah, war ihm die väterliche Einwilligung abgerungen und Strickland war mit Wiß Dughal auf dem Wege zum Telegraphenamte, um nach seinen Kleidern zu telegraphieren. Die letzte Verlegenheit entstand dadurch, daß ihn ein gänzlich Unbekannter auf der Mall anhielt und das gestohlene Pony von ihm verlangte.

Das Theater der Berner

Von Walter Schweizer.

Theatralische Aufführungen erfreuten sich in Bern von jeher einer großen Gunst. Bald fesselte ein religiöser Gegenstand „Aug“ und Ohr, bald ein lustiger Schwank oder Schimpf, wie jenen die alten Schweizer nannten:

Entstanden aber ist das Theater „spielen“ zur Erbauung der andächtigen Christengemeinde, und ursprünglich rein dem Gottesdienst gewidmet, wie namentlich in den Klöstern, die viel auf gottesdienstliches Schaugepräge hielten, nahm es nach und nach einen weltlichen Charakter an und wurde daher vor die Kirchentüre gewiesen, von wo es auf die Gasse und endlich ins Theater wanderte.

Die alten Berner waren aber dem Theater ganz besonders gewogen und benutzten dann die Reformation, um die neuen Ideen im Gewande einer theatralischen Aufführung darzustellen, die unmittelbar „auf Auge und Ohr wirkte und von großem Erfolge war“.

So ließ der Maler und Dichter Niklaus Manuel in einem Theaterstück auf der einen Seite der Kreuzgasse in Bern den Papst in vollem Ornate und die dreifache goldene Krone auf dem Haupte, mit einem großen Gefolge von Rittern und Geharnischten zu Pferde, einziehen und auf der andern Seite Christus auf einem Esel, in einem groben, grauen Rocke und die Dornenkrone auf dem Haupte, mit seinen schlecht gekleideten Jüngern und einem Gefolge von Blinden, Lahmen und Bettlern. In der Mitte der Straße, zwischen den beiden Aufzügen, standen zwei Bauern, Cleywe (Niklaus) Pflug und Ruedi Bogelneß, den Umzug verwundert betrachtend.

Pflug fragt verwundert: „Wer ist der gut from biderman der do einen grauwen rock treit an vnd uff dem schlechten essel sitzt vnd treit ein kron von dornen gespiht . . .“ usw.

Bogelneß antwortete: „Es ist der sun des lebendigen gots. Es ist der süß milch vnd recht demüütig Tröstlich, fröhlich, barm-“